

# Giekenener Familienblätter

Wartungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



## Der endlose Weg.

Roman aus Sibirien. Von J. Orenham.  
Autorisiert — Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Doch Ilina wollte nichts davon hören. Er hatte mehr Geld, als er brauchte; er verdiente sogar täglich mehr als genug, um seine beschriebenen Bedürfnisse zu decken. Die Zukunft war ihm gleichgültig. Von ihr wußte er nur so viel, daß er allein bleiben mußte — denn irgendwo in dieser Zukunft lag die Glorie. Die wilde Wut. Der flammende Ausbruch langglimmender Bornesgluten, der den Mann vernichten mußte, den er haßte mit jeder Faser seines Seins. Und wenn die Glorie endlich kam, dann wollte er mit dem Haß und den Leiden von vielen Jahren jenem Mann an die Kehle springen und einmal noch glücklich sein in dem großen Moment der Rache.

Der allmächtige Paschkin! Auf den Knien sollte er liegen vor ihm und um Gnade winseln, und laut lachen wollte er über den blassen Schrecken in seinem Gesicht — in Paschkins Gesicht — Paschkins — vor dem alle Welt erzitterte und den man fürchtete wie einen Teufel.

Ah! Einen ersten Schlag für den kleinen Stepan. Und einen zweiten Schlag für Katinka! Und den letzten, den Todeschlag für Katia!!! Welche Glorie der Rache, wenn man nur davon träumte! Diese Lust, dieses Erzittern in Veinen und Schenkeln und Armen; dieses Dröhnen der Glückseligkeit im Hirn. Tief sollte der durstige Stahl beißen, durch Fleisch und Knochen hindurch, tief hinein in den Lebensquell. Und niemals wieder würde Paschkin der Allmächtige ein Menschenleben vernichten.

Und er? Was würde mit ihm geschehen? Aber wie gleichgültig war das! Tausendmal würde er sterben unter der Knute und lachen über sein zersektes Fleisch, wenn er nur jene gewaltige Minute erleben konnte, in der seine Art den Teufel Paschkin tötete.

Niemand jedoch sollte mit ihm oder durch ihn leiden. Er allein hatte den Fluch von Paschkins Tyrannei ertragen müssen. Sein auch sollte die Rache sein. Sein nur die Strafe. Und deshalb wollte er von Peter Krops Angeboten nichts hören.

So gingen er und Peter beide allein ihren einsamen Weg, und hundertmal fragte sich Peter Krop: Wie lange noch wird es dauern . . .

15.

Gouverneur Paschkin reist nach St. Petersburg, von der Kaiserin berufen, und der Mann mit dem Teufelspaß macht sich auf, seiner Fahrt zu folgen.

Die Monate vergingen. Wieder war ein Winter mit seiner Eiseskälte und seinen Stürmen über Sibirien hin-

gezogen, und immer noch durchwanderte Stepan Ilina in seinem Haus auf Rädern die Provinz Zemissest, ein stiller Wanderer, ein harmloser Händler, allem Anschein nach. Kein Weib gab es in all den Dörfern am endlosen Weg, das sich nicht freute, wenn er kam, obgleich er immer traurig und wortfarg war. Kein Kind fürchtete sich vor ihm; nicht einmal die ungezogenen Dorffungen, die heimlich in das Haus auf Rädern kletterten und Bruder Gule gar zu gern von seinem Sitz hoch droben auf dem Querbalken herabgelockt hätten. Stepan beachtete Kinder gar nicht. Nur wenn sie ihm in den Weg kamen, preßten sie seine Lippen zusammen und sein Gesicht nahm einen schmerzhaften Ausdruck an.

Ein harmloser Wanderer. Ein ehrlicher Händler. Ein Mann, der der Polizei nicht die geringsten Schwierigkeiten machte und sich strickt an die Vorschriften seines Passes hielt . . .

Immer im Haus auf Rädern jedoch lag, handgerecht, stets bereit, eine lange Flinte, immer blank gepulvt, wohl geölt, stets scharf geladen. Und ein Speer, der bössartig glitzerte im Lampenlicht. Und eine Art mit einer Schneide, so scharf wie das schärfste Messer. Oft in den langen Winternächten saß Stepan stundenlang da, sie immer von neuem schärfend am Weßstein, und erzitterte, wenn er ihr Gewicht in seinen starken Händen fühlte. Dann schwang er sie wohl auch hoch über dem Haupt gegen einen eingebildeten Feind und der kleine weiße Bruder droben auf seinem Querbalken beim Heiligenbild flatterte ängstlich mit den Flügeln, seinen Herrn mißtrauisch anlockend, denn die blinkende Art kam ihm sehr unheimlich vor.

Die Flinte war gut. So auch der Speer. Aber am meisten liebte Stepan die Art. Sie war so schwer und sie biß so tief. Man hielt den Tod in den Händen, wenn man sich hieb mit ihr, und fühlen konnte man, wie sie hineinfrüchte in den Feind, als sei sie ein Stück des Menschen selbst, der sie schwang . . . Diese Art sollte den kleinen Stepan und Katinka und Katia rächen. Ihre Hiebe sollten die lange Lebensrechnung bezahlen. Und mit diesem Gedanken schliff er sie immer wieder so liebevoll, bis sie so scharf war, wie eine geschickte Hand und bitterer Haß sie nur machen konnten . . .

Die Zeit verrann. Die Sommerhitze brannte auf das Haus auf Rädern nieder, bis sein Farbenanstrich sprang und sich in großen Fetzen ablöste; die Herbstregen und die Winterwinde und die Schneestürme bohrten Ritze und Löcher in seine Holzwände; es war über und über von Staub und Schlamm bedeckt.

„Warum reinigst du denn dein Haus nicht, Stepan Iwanowitsch, und streichst es neu an?“ fragte man ihn oft, aber er antwortete nur:

„Aber weshalb soll ich es denn anstreichen? Es ist ja nicht der Mühe wert.“

Es schien ihm auch nicht der Mühe wert, wenn auch die Leute sich wunderten. Denn jeden Tag konnte das große

Ereignis eintreten, das seinem Wandern im Haus auf Rädern ein Ende bereiten würde, und dem allein er nur entgegenlebt.

Viele Sommer und viele Winter vergingen. Immer noch wanderte Stepan Zline still und unauffällig den endlosen Weg entlang von einsamem Dorf zu einsamem Dorf — wartend, immer wartend auf das große Ereignis. Da sein ganzes Sein sich auf diese eine Hoffnung konzentrierte und er Tag und Nacht über Rachepläne hinbrütete, so wurde er schein- und sonderbar in seinem Wesen und erlebte die Dinge des täglichen Lebens wie einer, der geistesabwesend an etwas ganz Anderes denkt. Sein Geschäft war ihm gleichgültig geworden. Nur für die kleine weiße Gule sorgte er getreulich, weil Katinka sie lieb gehabt hatte.

Er war sehr gealtert, seit sein Weib gestorben war. Die Leute in den Dörfern sagten, er sei trübsinnig geworden über den Verlust von Frau und Kindern, und in seinem Kopfe sei es nicht mehr richtig. Auch sehr schweigsam war er geworden. Er sprach, was gesprochen werden mußte, und kein Wort mehr. Manchmal suchte er des Abends die Dorfwirtshäuser auf, aber während die Bauern lachten und tranken und schwatzten, saß er still in einer Ecke, weder mitsprechend noch zuhörend, mit glanzlosen Augen, die in weite Fernen zu blicken schienen. Fremden war er unheimlich; aber Leute, die ihn und seine Erlebnisse kannten, wunderten sich nicht über ihn.

Er verfolgte einen besonderen Zweck mit seinen Besuchen in den Wirtshäusern. Wenn Reisende da waren, die von Irkutsk kamen oder von Irkutsk etwas zu erzählen wußten, hörte er aufmerksam zu und stellte sogar manchmal Fragen an sie, ob sie etwas wüßten über Paschkin und was Paschkin trieb. Aber sehr vorsichtig, um nicht etwa den Verdacht zu erwecken, als habe er ein besonderes Interesse an dem, was Paschkin tat.

Sein Handelsgeschäft trieb er weiter, doch nicht um des Geldes willen, sondern weil die Leute es von ihm erwarteten. Die Frauen in den Dörfern der Provinz Zernissei konnten ja nirgends so billig einkaufen wie bei diesem selbstlosesten aller Händler, und er wollte den armen Weibern die Freude nicht verderben, an seinen Waren einige von ihren armen Kopelen zu sparen. Vielleicht leitete ihn auch dabei die unbewußte Erkenntnis, daß er der Beschäftigung bedürfte, um den Verstand nicht zu verlieren; vielleicht fühlte er, daß es doch besser war, noch etwas Anderes zu tun als ständig über Vergangenheit und Zukunft hinzubräuteln.

In seinem Entschluß jedoch wurde er niemals wankend. Und wie alle Wünsche im Leben sich schließlich demjenigen erfüllen, der lange genug zu warten versteht, so kam auch seine Zeit.

Lange hatte er warten müssen; volle sieben Jahre waren verfloßen, seit Katia gestorben war, aber die Bitterkeit seines Hasses hatte sich nicht um ein Atom vermindert. Leben um Leben, Blut um Blut — — —

Es war in der Stadt Krasnojarsk, wo er die große Neuigkeit erfuhr.

„Lebhafte Zeiten!“ schmunzelte der Wirt des kleinen Wirtshauses vergnügt, als Stepan bei ihm einkehrte, um sich die halberfrorenen Füße am Ofen zu wärmen, noch ehe er seinen Paß auf dem Polizeibureau abgegeben hatte. „Lebhafte Zeiten, Stepan Zwanowitsch. Fast ein ganzes Paß vom guten Alten hab ich gestern verkauft!“

„So, Philipp Alexandrowitsch? Und wie kam denn das?“ fragte Stepan gleichgültig.

„Hohe Reisende, Stepan Zwanowitsch. Wärst du einen Tag früher nach Krasnojarsk gekommen, so hättest du sie noch gesehen. Gouverneur Tatukoff kam zuerst an, gestern nacht, und bald nach ihm traf die Exzellenz von Irkutsk ein, der große Paschkin. Tatukoff hatte eine Bedeckungsmannschaft von zehn Kosaken, Paschkin aber fünfzig!“

Stepan hörte zu, mit jedem Nerv angepannt, blieb aber ruhig sitzen, obgleich ihm das Blut siedendheiß durch die Adern jagte und die Gedanken ihm durch den Kopf wirbelten, so daß er nur wie aus weiter Ferne hörte, was der schwatzhafte Wirt noch zu erzählen hatte:

„Heute morgen ist die ganze Gesellschaft wieder abgereist; Tatukoff nach Minusinsk zurück, Paschkin nach St. Petersburg. Man sagt, daß Paschkin Hals über Kopf von Irkutsk abreisen mußte, denn die Kaiserin sandte eilends nach ihm —“

Stepan zuckte zusammen wie unter einem Peitschenhieb. Wenn Paschkin in St. Petersburg blieb, so war er für alle Zeiten seinen Händen entronnen . . . und im gleichen Augenblick war sein Entschluß gefaßt. Er mußte Paschkin einholen. Er mußte ihm sofort folgen!

„Sie braucht ihn. Er soll der Kaiserin rechte Hand werden, so sagt man, und dann gnade Gott den Leuten in St. Petersburg. Ach ja, Paschkin war sehr klug, fünfzig Kosaken Bedeckungsmannschaft auf die Reise durch die Provinz mitzunehmen, deren Gouverneur er so lange gewesen ist. In der Provinz Irkutsk muß es so manchen geben, der den eigenen Kopf darum geben würde, ihm den Schädel einzuschlagen, nach allem, was man hört. Er soll ein Teufel sein, sagt man. Ein mutiger Mann aber auch. Seine Kosaken sind hier geblieben und reiten morgen zurück. Fast ganz allein ist Paschkin heute in aller Herrgottsfrühe weitergereist, nur mit seinem Kutscher und zwei Leuten in einem zweiten Schlitten. Teufel nochmal, das hätte ich nicht getan an seiner Stelle. Ja, und wie ein Wirbelwind ist er davongefegt, das kann ich dir sagen — die Kaiserin muß ihn sehr notwendig brauchen . . . Was, du willst schon wieder fort? Wosche-moi, welche Eile! Ueberrachtest du denn nicht bei mir?“

„Das weiß ich noch nicht,“ sagte Stepan und zwang sich mit aller Macht, ruhig und in gleichgültigem Tone zu sprechen; „das hängt von Umständen ab.“ Was er sagen und wie er handeln mußte, hatte er sich in den wenigen Sekunden in blitzschnellem Denken überlegt. „Ich bin nach Krasnojarsk gekommen, um mit einem Geschäftsfreund zu verhandeln, den ich entweder hier oder in Abrowa — — zehn Meilen weit entfernt auf der Straße nach Minusinsk, doch nicht auf der gleichen Straße, die Paschkin eingeschlagen haben mußte — treffen soll. Ist er nicht hier, so muß ich nach Abrowa. In diesem Fall werde ich einen Schlitten nehmen, da ich Eile habe, und mein Haus bei dir lassen. Du mußt es mir gut aufheben, Philipp Alexandrowitsch, und für meine kleine weiße Gule sorgen. Ich werde jetzt gehen und mich erkundigen.“

„Da! Ihr Reisenden! In welcher Eile ihr immer seid! Nicht einmal zum Essen und Trinken gönnt ihr euch Zeit!“

„Ja, ja,“ brummte Stepan. „Und — ja — kannst du mir einen Tarantak und drei schnelle Pferde borgen, Philipp Alexandrowitsch, wenn es wirklich der Fall sein sollte, daß ich zu meinem Geschäftsfreund nach Abrowa muß?“

„Das kann ich, Stepan Zwanowitsch.“

Und er rannte auf die Straße, als wolle er sich eilig nach diesem Geschäftsfreund erkundigen.

Eine Stunde später jagte er über die Tomsker Straße hin, so schnell die drei feurigen Pferde galoppieren konnten. Sein Hirn war klar und er handelte vorsichtig. Von Krasnojarsk aus hatte er zunächst wirklich den Weg nach Abrowa eingeschlagen, dann aber, als die Stadt hinter ihm lag, in einem ungeheuren Bogen querfeldein über den Schnee die Richtung nach der großen Straße eingeschlagen, über die Gouverneur Paschkin vor nicht viel mehr als zwölf Stunden hinweggejagt war auf seinem Weg nach Westen. Klopfenden Herzens rechnete Stepan sich aus, daß es zwar schwierig, aber doch nicht unmöglich sein würde, Paschkin einzuholen. Der Gouverneur hatte zwölf Stunden Vorsprung. In jeder Stadt und in jedem Dorf standen ihm die besten Pferde zur Verfügung. Paschkin hatte jedoch keine Veranlassung, sich keine Ruhe zu gönnen und Tag und Nacht zu reisen, so, wie Stepan es zu tun beabsichtigte, denn dann nur konnte er hoffen, sein Ziel zu erreichen. Und erreichen mußte er es. Wenn die Jagd auch tagelang dauerte — noch innerhalb der Grenzen Sibiriens mußte er Paschkin einholen!

Ein ganz anderer Mann war es, der da jubelnd die Pferde aufpeitschte, als der stille traurige Wanderer Stepan Zline. Ein neuer Mensch, voller Kraft, voller Energie.

Er war ja dem nahe, worauf er sieben Jahre lang in Bitterkeit und Hinbrüten gewartet hatte; die große Hoffnung hatte sich erfüllt. Kein Mensch hätte geglaubt, daß dieser Mann mit den glänzenden Augen und der ferzengeraden Haltung, der mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit das Dreigespann in schärfstem Galopp über die tief verschneite, kaum noch erkennbare Straße lenkte, der gleiche sei, der vor wenigen Stunden gebrochen und gebeugt sich müde über die Straßen von Krasnojarsk geschleppt hatte.

Jener Mann war Stepan Zline gewesen, von Paschkin verfolgt.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Bleibende . . .

Von A. Monti.

Draußen auf der Straße, wo sich die Milde des Landes und die Rauheit der Stadt die Hände reichen und ineinander überfließen, wo man sich wie aus einem Kessel heraus befreit fühlt und erleichtert aufatmet, dort am Wege, wo der Wind den Staub in weißen Wölkchen am sonnenbeschienenen Boden einhertreibt oder aus ihm kleine Säulen formt, die eine Strecke weit fortgewirbelt und dann nach allen Richtungen zerstäubt werden . . . an einer solchen stillen, langen Landstraße stand eine kleine Kirche.

Sie war gelb angestrichen und sah verwittert aus. Seit Jahrzehnten war sie der Ort der Gläubigen, und die Stimme der Kirchenglocke rief zum Gottesdienste und zu weihelichen Handlungen zusammen; wenn es eine Hochzeit oder Kindstaufe galt, dann klangen die Schläge lustig und fröhlich wie das Hämmerwerk eines Hockenspiels, und wenn die Muse einmal in der Zeit einen Todesfall verkündete, dann dimmelte sie schnell und rauschlos mit schrillen, gellenden Tönen, die sich anhörten, wie die qualvollen Rufe eines Ertrinkenden.

Dicht an der Kirche lag der Ortsfriedhof, den eine Mauer von gleicher gelber Farbe und ebensolchem verwittertem Aussehen umsäumte. An der äußersten Ecke der Friedhofsmauer, wo sie sich von der Landstraße weg, querselbent umwendete, ragte aus dem Gottesacker heraus, über die Mauer hinweg ein Baum, ein schöner, großer Baum mit grünen Blättern und glänzenden Zweigen. An dem Baume hingen Äpfel, rote, lachende, reife Äpfel, denn es war Spätsommer und die Sonne brannte heiß auf die ausgetrocknete Landstraße hernieder. Wenn der Wind leise durch die Zweige strich, wiegten sich die Äpfel an den Ästen und nickten den Vorübergehenden wohlgefällig einladend zu.

Aber im ganzen Dorfe und weit und breit in der Umgegend gab es keinen Menschen, den jemals nach diesen Äpfeln gesucht hätte.

Der Baum war jährlich mit Blüten besät, die einen süßen Duft verbreiteten und im Verfliegen ihre Blätter auf den Boden fallen ließen, der wie von leichten, breiten Schneeflocken bedeckt schien. Die Früchte reiften rot und glänzend heran und hingen wie farbige Glasgugeln an Weihnachtsbäumen in reicher und dichter Anzahl.

Da es keinen im ganzen Dorf gab, der die Äpfel gepflückt hätte, so fielen sie ab und saukten am Boden oder vollten Hunderte in die Straßentrinne und wurden, wenn es regnete, in den Kanal geschwemmt.

In einem schönen Sommertage zogen Leute von der Stadt übers Land, sie kamen an der Straße und Friedhofsmauer vorbei, blühten zu den Äpfeln entpor und bewunderten die diesen roten, frischen und schönen Früchte.

Außen an der Mauer im Schatten der auf die Straße hinausragenden Zweige des Apfelbaumes saß eine alte Frau. Sie war so alt, daß sie auslächelte, als wäre sie aus Stein. Sie regte und rührte sich nicht, ihr Gesicht war hart und verdorrt und ließ die scharfen Knochen unter einer vergilbten und ritzeligen Haut deutlich hervortreten. Ueber den Kopf hatte sie ein dunkles Tuch gezogen, das ihre Büge beschattete und sie um so gespensterhafter erscheinen ließ. Sie saß in sich gekrümmt und achtete der lustigen und freudigen Menschen nicht, die an ihr vorüberzogen und sich am dem fetten Grün der Natur ergötzen und von warmen Lüften umschmeicheln ließen.

Da trat ein Mann an die alte Frau heran und begann mit ihr zu sprechen. Er schien sehr arm zu sein, denn seine Hufe war gerissen und an vielen Stellen geknickt, sie hing ihm in Falten an den Beinen wie das Leder einer Viehharmonika. Der Hock schüttelte an seinem Körper, und der Hut sah ihm betrunken auf den Ohren. Sein Bart war krausig, und an Gesicht und Händen hatte er seit langem die reinigende Kraft des Wassers nicht erprobt.

„Ich bin arm und hungrig,“ sagte er zu der alten Frau, die im Schatten der Apfelbaumzweige saß, und die er für die Hüterin des Baumes hielt, „erlaube mir, daß ich einige Früchte von diesem Baume pflücke.“

Ohne den Bettler anzublicken, antwortete die alte Frau mit blauer, schriller Stimme: „Ich so viel du magst, aber wenn du so lustig wirst, wirst du nicht weit kommen, nicht einmal bis zu jenem weißen Meilensteine, der vom Wegende herüber herüber winkt. Denn alle, die von dem Baume essen, der aus den Gräbern der Toten spricht, müssen vor der Zeit sterben, seien sie alt oder jung, krank oder gesund, arm oder reich, — tu, was du willst, ich warne dich . . .“

Dann knickte die alte Frau zusammen, als wäre sie von der Anstrengung des Redens ermüdet, ließ den Kopf vorüber hängen und verfiel in die frühere Teilnahmslosigkeit.

Da stellte sich der arme Mann auf die Zehenspitzen und hob mit seinem Knotenhock nach den roten Äpfeln, schlug sie ab und ließ sie wie goldenen Segen in seiner fettrandigen Hut fallen. Dann setzte er sich an die Friedhofsmauer und aß von den Äpfeln, die ihm nambeter, wie das Leibgericht einem König.

Aber kaum hatte er sich erhoben, als er unsanft und unter

Röcheln sein Leben aushauchte. Aus der Friedhofstüre traten zwei schweigende Männer mit einer Bahre, worauf sie den Toten betteten und gemessenen Schrittes mit ihrer Last nach dem Friedhof zurückkehrten.

Die Ruhe und friedliche Stille auf der Landstraße dauerten nicht allzulange.

Von einem Kreis junger Leute umgeben, kam eine Tänzerin heran. Sie war leichtfüßig wie eine Gazelle und lustig wie ein Waldbüchlein. Als sie der roten Äpfel am Baume ansichtig wurde, trat sie an die alte Frau heran und hat lachend um einen Apfel. Durst plage sie und mache sie ledgend nach der köstlichen Labung mit einer saftigen Frucht. „Ich,“ sagte die alte Frau, „aber glaube mir, bis du zu jenem weißen Meilensteine kommst, mußt du sterben . . . ich warne dich . . .“

Dachend sprang das schöne Mädchen hoch, hauchte nach einem Apfel, von dem sie Stück um Stück unter schillernden und scherzenden Worten über die dümmen Sprüche der Alten abbiß und mit Lust verzehrte.

Aber bevor sie noch den weißen Meilenstein erreichte, verfiel sie demselben Schicksal wie der arme, hungrige Bettler, der vor ihr die Warnung der Alten mißachtet hatte.

Bald darauf kam ein einsamer Wanderer langsamen Schrittes die Landstraße herauf. Er war seines Bestens ein Philosoph. Sein Gesicht war von einem weißen Bart umrahmt, und auf der Nase saß ihm eine große Brille. Den breitrandigen Hut trug er in der Hand, so daß seine hohe und gewölbte Stirne als das Sinnbild weltumfassender Gedanken so rasch zur Geltung kam.

Als er den reich mit Früchten besetzten Baum bemerkte, trat er auf die alte Frau zu und sagte: „Siehe Frau, ich bin ein leidenschaftlicher Anhänger der Natur und liebe nur von Obst und Gemüse, laß mir einige von diesen Äpfeln ab, sie sind die herrlichsten Früchte, die ich je gesehen habe.“

Auch ihn gestattete die Alte so viele als er wollte, vom Baume zu schütteln, aber auch ihn erreichte sie dieselbe Warnung.

„Ich habe die Kräfte der Erde erschöpft,“ sagte der Philosoph, „ich kenne den Ursprung der Wolken, das Wesen der Sterne im mir vertraut, und in das Geheimnis der Sonnenkraft bin ich eingedrungen . . . aber deine Rede ist leerer Wahn und ohne Begründung . . .“

Daraufhin schlug er sich einige Äpfel vom Baume. Einen aß er sofort mit vielem Behagen, und die anderen steckte er in die Taschen seines langen schwarzen Rockes.

Bevor er zum weißen Meilensteine am fernem Wegende kam, war er tot und wurde von den schweigenden Beichtträgern auf die Bahre gebettet und nach dem Friedhofe gebracht.

Bald darauf erzitterte die Landstraße wie von ferne her. Der Boden bebte, und ein dunkles Rollen kam wie auf Windesflügeln näher. Ein leuchtender, prustender Kraftwagen war es, der in eilender Fahrt heranbrauste. Im geräumigen Wagen saß ein breiter Polster ein Herr in vornehmer Kleidung und mit nachlässiger Haltung.

Von weitem schon fielen ihm die prächtigen Äpfel am Baume auf. Als er mit seinem Wagen herangekommen war, gebot er dem Führer Halt. Er stieg aus und schritt auf die alte Frau zu. „Ich kaufe auch die Früchte ab,“ rief er, „was wollt ihr dafür? Ich kaufe euch nicht, einen hohen Preis zu fordern . . . ich gebe euch, was ihr verlangt . . .“ „Die Früchte kosten mehr, als ihr bezahlen könnt . . . sie kosten euer Leben . . .“

Der reiche Herr lachte hell auf, zog einige Goldstücke aus der Tasche und warf sie der Alten in den Schoß, die regungslos und müde vor sich hin blickte. Dann hieb er mit seinem goldbeschlagenen Stöckel einige Äpfel vom Baume und verzehrte einen auf dem kurzen Wege zu seinem Kraftwagen.

Der Führer lurbelte den Wagen an und setzte ihn in Bewegung. Aber kaum hatte der reiche Herr sich wieder behaglich im Wagen eingerichtet, als er — noch bevor sie zum weißen Meilensteine gelangten — tot vom Sitze fiel. Und wieder walteten die Beichtträger ihres Amtes.

Nach einer Weile kam ein vollbepackter Soldat des Weges. Er stiel in feldgrauer Uniform, trug den schweren Tornister auf dem Rücken und den Stahlhelm auf dem Kopfe. An der Ecke der Friedhofsmauer machte er Halt, nahm den Helm ab und wuschte sich den verdenden Schweiß von der Stirne.

„Frau Nachbarin,“ rief er der alten Hüterin zu, „darf ich mir ein paar Äpfel von eurem Baume herunterschöpfen?“ „Du es nicht, mein Junge, ich warne dich. Wer von diesen Äpfeln isst, die aus den Gräbern der Toten spricht, muß vor der Zeit sterben. Befolge dir meine Warnung nicht, so wird sie sich erfüllen, bevor du jenen weißen Meilenstein am Wegende erreicht hast . . .“

Der Soldat setzte den Helm wieder auf den Kopf und sagte: „Dann lassen wir es sein, Mütterchen, wenn ich vielleicht auch dem süßeren Lobe entgegengehe, so will ich mein junges Leben nicht leichtfertig in die Schanze schlagen, denn es gehört dem Vaterlande . . . dem Bleibenden.“

Ueber sein jugendfrisches Gesicht glitt ein zufriedenes Lächeln, und festen Schrittes setzte er seinen Weg fort . . .

